



**Alexius Meinong, Ritter von Handschuchsheim**  
17.7.1853, Lemberg – 27.11.1920, Graz



MEINONG STUDIES / MEINONG STUDIEN  
Volume 1

# Meinong Studien / Meinong Studies

Edited by ALEXIUS MEINONG-INSTITUT.  
Forschungsstelle und Dokumentationszentrum für österreichische Philosophie  
unter der Leitung von Alfred Schramm

## Vol. 1

### Editorial Board

Liliana Albertazzi  
Mauro Antonelli  
Ermanno Bencivenga  
Johannes Brandl  
Arkadiusz Chrudzimski  
Evelyn Dölling  
Kit Fine  
Jaakko Hintikka  
Herbert Hochberg  
Wolfgang Künne  
Winfried Löffler  
Johann Christian Marek  
Kevin Mulligan  
Roberto Poli  
Matjaz Potrc  
Venanzio Raspa  
Maria Reicher  
Robin Rollinger  
Edmund Runggaldier  
Seppo Sajama  
Peter Simons  
Barry Smith  
Erwin Tegtmeier

### Editorial office

Dr. Jutta Valent  
Alexius Meinong Institut der Karl-Franzens-Universität Graz

Alexius Meinong Institute  
Alfred Schramm (Ed.)

Meinong Studies  
Meinong Studien

Volume 1



**ontos**  

---

**verlag**

Frankfurt | Paris | Ebikon | Lancaster | New Brunswick

**Bibliographic information published by Die Deutsche Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliographie;  
detailed bibliographic data is available in the Internet at <http://dnb.ddb.de>



North and South America by  
Transaction Books  
Rutgers University  
Piscataway, NJ 08854-8042  
[trans@transactionpub.com](mailto:trans@transactionpub.com)



United Kingdom, Ire, Iceland, Turkey, Malta, Portugal by  
Gazelle Books Services Limited  
White Cross Mills  
Hightown  
LANCASTER, LA1 4XS  
[sales@gazellebooks.co.uk](mailto:sales@gazellebooks.co.uk)

©2005 ontos verlag  
P.O. Box 15 41, D-63133 Heusenstamm nr Frankfurt  
[www.ontosverlag.com](http://www.ontosverlag.com)

ISBN 3-937202-77-3

2005

No part of this book may be reproduced, stored in retrieval systems or transmitted  
in any form or by any means, electronic, mechanical, photocopying, microfilming, recording or otherwise  
without written permission from the Publisher, with the exception of any material supplied specifically for the  
purpose of being entered and executed on a computer system, for exclusive use of the purchaser of the work

Printed on acid-free paper  
ISO-Norm 970-6  
FSC-certified (Forest Stewardship Council)  
This hardcover binding meets the International Library standard

Printed in Germany  
by buch bücher **dd ag**

## Inhalt / Contents

ARKADIUSZ CHRUDZIMSKI Abstraktion und Relationen beim jungen Meinong .....	7
MARINA MANOTTA Sprache, Wahrheit und Rechtfertigung. <i>Alexius Meinongs frühe Schaffensperioden zur Erkenntnislehre</i> .....	63
VENANZIO RASPA Phantasie, Phantasieerlebnisse und Vorstellungsproduktion bei Meinong .....	95
EVELYN DÖLLING <i>„...dieser Umweg führt über sprachliche Ausdrücke, durch die sich Annahmen verraten“:</i> Eine semiotische Sicht auf Meinongs Annahmenlehre .....	129
ROBIN D. ROLLINGER Meinong and Brentano .....	159
HERBERT HOCHBERG <i>Being and Nothingness, Nichtsein and Aussersein, Facts and Negation:</i> Meinongian Reflections in Sartre and Russell .....	199
PETER SIMONS Meinong, Consistency and the Absolute Totality .....	233
GHISLAIN GUIGON Meinong on Magnitudes and Measurement .....	255
ERWIN TEGTMEIER Object-Theoretic Foundations of Logic .....	297
MATJAŽ POTRČ and VOJKO STRAHOVNIK Meinongian Scorekeeping .....	309



# ABSTRAKTION UND RELATIONEN BEIM JUNGEN MEINONG

Arkadiusz Chrudzimski

## Zusammenfassung

Wir besprechen Meinongs Theorien der Abstraktion und der Relationen aus seiner vor-gegenstandstheoretischen Periode. In seinen *Hume Studien I* vertritt er die sogenannte Aufmerksamkeitstheorie der Abstraktion, die die Bildung von allgemeinen Begriffen als eine Art Isolierung der „Teile“ von immanenten Objekten interpretiert. Später geht er aber zur Theorie über, die als einen unreduzierbaren Bestandteil eines allgemeinen Begriffes eine Ähnlichkeitsrelation (der entsprechenden Stärke) annimmt. In seinen *Hume Studien II* unterscheidet Meinong verschiedene Gruppen von Relationen. Wir argumentieren, daß die grundlegendste Unterscheidung zwischen den idealen und realen Relationen im Grunde der Unterscheidung zwischen den internen und externen Relationen im Sinne Russells entspricht.

In diesem Aufsatz möchten wir einigen Ideen analysieren, die aus der vorgegenstandstheoretischen Periode Meinongs stammen. Zu dieser Zeit beschäftigten Meinong vor allem zwei Probleme: der Mechanismus der Abstraktion und die Ontologie der Relationen. Beide Punkte haben für die spätere Entwicklung seiner Gegenstandstheorie absolut zentrale Bedeutung.

## 1. Abstraktion (*Hume-Studien I*)

In seinem ersten philosophischen Werk, den *Hume-Studien I* (1877), beschäftigt sich Meinong mit den Problemen des *Nominalismus*. Gibt es allgemeine Begriffe, lautet seine Frage, und wenn ja, welches ist ihre Natur? Wir werden hier nicht auf alle Einzelheiten dieser interessanten Abhandlung eingehen, sondern nur diejenigen Aspekte berücksichtigen, die in direktem Zusammenhang mit der späteren Entwicklung seiner Intentionalitätstheorie und Gegenstandstheorie stehen. Dazu gehört der allgemeine Abriss seiner damaligen Ontologie.

Die für das Problem des Nominalismus wichtigste Einteilung, sagt Meinong, resultiert aus zwei sich überkreuzenden Unterscheidungen. Es handelt sich um die Gegenüberstellung von *allgemein* und *partikulär* einerseits und von *abstrakt* und *konkret* andererseits. Diese Unterscheidungen werden häufig durcheinandergebracht. Wenn man sie aber präzise faßt, erhält man eine ontologische Klassifikation, die schon im Vorfeld vielen Mißverständnissen vorbeugen kann. Meinong schreibt:

„Jedermann erkennt [...], daß die Worte *allgemein* und *partikulär* auf den Umfang, die Worte *abstrakt* und *konkret* auf den Inhalt der Vorstellung gehen. Allgemein ist ein Begriff, dem mehrere Gegenstände entsprechen oder doch entsprechen können, partikulär oder individuell hingegen der, welcher ohne Widerspruch oder wenigstens ohne unendlich große Unwahrscheinlichkeit eine Beziehung auf mehr als *ein* Objekt nicht zuläßt. Auf der anderen Seite liegt es am nächsten, jeden Begriff abstrakt zu nennen, der als das Resultat einer Abstraktion erscheint, während jeder, an dem noch nichts derartiges vorgegangen ist, als konkret zu bezeichnen sein wird.“ (Meinong 1877, S. 16 f.)

Allgemein ist also ein Begriff, der auf viele Gegenstände anwendbar ist. Ein abstrakter Begriff hat hingegen etwas mit der Tätigkeit des Abstrahierens zu tun.<sup>1</sup> Was bedeutet aber in diesem Zusammenhang „Abstraktion“?

Bis 1899 akzeptierte Meinong noch die Brentanosche Intentionalitäts-

---

<sup>1</sup> Diese Einteilung der Begriffe hat Meinong von John Stuart Mill übernommen. Vgl. Mill 1843, Ch. II, § 3 und § 4 (S. 27–30).

theorie mit ihrer zentralen Kategorie des immanenten Objekts. In den *Hume-Studien I* finden wir deutliche Belege dafür, daß Meinong die Brentanosche Kategorie des immanenten Objekts akzeptiert. „Auf der anderen Seite“, lesen wir, „wird auch dagegen nichts eingewendet werden können, daß es einerlei bedeute, eine Idee von etwas zu bilden, oder einfach eine Idee zu bilden, – mit anderen Worten, daß jede Idee ein immanentes Objekt habe [...]“ (Meinong 1877, S. 48)

Diese Stelle zeigt klar, daß sich Meinong der Zweideutigkeit des Wortes „Idee“ bewußt war, das bei den Britischen Empiristen zugleich für einen psychischen Akt als auch für dessen Objekt verwendet wird.<sup>2</sup> Bereits Thomas Reid hat diese Zweideutigkeiten des Begriffs der Idee scharf kritisiert.<sup>3</sup> Die Selbstverständlichkeit, mit der Meinong die Unterscheidung zwischen dem psychischen Akt und dessen Objekt macht, ist aber natürlich auf den Einfluß Brentanos zurückzuführen.

Die Brentanosche Hauptthese, die jedem psychischen Akt sein Objekt zuordnet und die dieses Objekt als eine immanente Entität interpretiert

---

<sup>2</sup> Diese Zweideutigkeit tritt sehr klar bei dem Vater des neuzeitlichen Begriffs der Idee – bei Descartes – hervor. An einigen Stellen schreibt Descartes, daß die Ideen „gleichsam Bilder des Seienden“ sind (Descartes 1641, S. 36), was suggeriert, daß sie entweder als Objekte fungieren oder die Objekte durch eine Art Ähnlichkeit repräsentieren. Er schreibt, daß wir (normalerweise) meinen, daß „gewisse Sachen außer mir existieren, von denen her jene Ideen hervorgingen und denen sie ganz ähnlich sind.“ (ibid., S. 34) Manchmal betrachtet er jedoch Ideen „nur als gewisse Weisen meines Denkens“ (ibid., S. 37, 42) und betont, daß jede so verstandene Idee „eine andere vorgestellte Realität enthält“ (ibid., S. 42), was deutlich in die Richtung der Unterscheidung Akt-Objekt geht.

<sup>3</sup> Vgl. „In perception, in remembrance, and in conception, or imagination, I distinguish three things – the mind that operates, the operation of the mind, and the object of that operation. [...] [T]he act of the mind about its object is one thing, the object is another thing. There must be an object, real or imaginary, distinct from the operation of the mind about it. Now, if in these operations the idea be a fourth thing different from the three I have mentioned, I know not what it is, nor have been able to learn from all that has been written about ideas. And if the doctrine of philosophers about ideas confounds any of these things which I have mentioned as distinct; if, for example, it confounds the object perceived with the perception of that object, and represents them as one and the same thing, such doctrine is altogether repugnant to all that I am able to discover of the operations of my mind; and it is repugnant to the common sense of mankind, expressed in the structure of all languages.“, Reid 1785, S. 197.

(Brentano 1874/1924, S. 124 f.), wurde also von Meinong übernommen. Ein solch immanentes Objekt ist aber nicht die einzige Zielentität, die in eine intentionale Beziehung involviert sein kann. Meinong nimmt an, daß es in der transzendenten Welt Entitäten gibt, die einem immanenten Objekt „adäquat“ sein können. (Meinong 1882, S. 132) Im Besonderen nimmt er an, daß ein Existenzurteil, das sich auf einer Vorstellung aufbaut, und das nach der Theorie Brentanos in jeder äußeren Wahrnehmung involviert ist, nicht das immanente, sondern das transzendente Objekt betrifft. (Meinong 1888/89, S. 120) Die Version der Intentionalitätstheorie Brentanos, die in der frühen Philosophie Meinongs vorherrscht, ist also zweifelsohne die Theorie, die neben dem immanenten Objekt noch einen eventuellen transzendenten Gegenstand einführt, der durch das immanente Objekt gewissermaßen repräsentiert wird.<sup>4</sup> Das war übrigens die Version der Brentanoschen Lehre, die in den achtziger und neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts bei seinen Schüler gewissermaßen den Status der Standardtheorie genossen hat.<sup>5</sup>

---

<sup>4</sup> Diese Theorie hat Brentano in seinen *Logik-Vorlesungen* aus den späten achtziger Jahren formuliert (Manuskript EL 80). Zur Entwicklung der Intentionalitätstheorie Brentanos vgl. Chrudzimski 2001.

<sup>5</sup> Vgl. dazu die folgenden Stellen aus den Schriften Anton Marty's. „Der *immanente* Gegenstand existiert, so oft der betreffende Bewußtseinsakt wirklich ist. Denn es gibt kein Bewußtsein ohne ein ihm immanentes Objekt; das eine ist ein Korrelat des andern. Der Gegenstand schlechtweg dagegen, z.B. das Vorgestellte schlechtweg kann existieren oder auch nicht existieren. Ist meine Vorstellung z.B. der Begriff Pferd, so existiert der Gegenstand. Ist es die Vorstellung eines Zentaurs, so existiert das Vorgestellte nicht; obwohl es als Vorgestelltes natürlich auch in diesem Falle anzuerkennen ist – hätten wir ja sonst eben *nicht* ‘die Vorstellung des Zentaurs’, womit doch nichts anders gemeint ist, als daß der Zentaur als Vorgestelltes in uns sei.“, Marty 1894, S. 443 f. „Der Gegenstand der Blauvorstellung ist: Blau, nicht: das vorgestellte Blau. Allein dies verträgt sich sehr wohl mit meiner These, daß jeder Vorstellung ein Korrelat entspricht, welches notwendig existiert, wenn die Vorstellung existiert. Denn damit ist ja nicht behauptet, daß dieses Korrelat *als solches* (also das vorgestellte Blau) Gegenstand meiner Vorstellung sei. Wenigstens gilt dies nicht, wenn es sich um den *primären Bewußtseinsakt* handelt. Das Vorgestellte als solches ist in Wahrheit Gegenstand *des sekundären Bewußtseins*.“, Marty 1901, S. 233. Auch die Theorie, die in Höflers *Logik* (Höfler 1890, S. 6–7) dargestellt wurde, bewegt sich in diesem Rahmen.

Das ist also das Instrumentarium, das Meinong in seiner Abstraktionstheorie verwenden kann. Die zentrale Entität, die die intentionale Beziehung konstituiert, ist natürlich das immanente Objekt und auch die Frage, ob (und, falls ja, wie) man allgemein Vorstellen kann, wird sich dementsprechend hauptsächlich auf die immanenten Objekte beziehen müssen.

Die Frage, ob wir nur individuelle Dinge vorstellen können, beantwortet Meinong in den *Hume-Studien I* negativ. Wir haben auch allgemeine Begriffe. Die Weise, in der wir solche Begriffe bilden, habe John Stuart Mill richtig beschrieben. Wir bilden sie nicht etwa durch eine effektive Abtrennung von Attributen, wie sich wahrscheinlich John Locke diesen Prozess vorgestellt hat, sondern durch eine *Konzentration der Aufmerksamkeit* auf die für uns aus irgendwelchen Gründen wichtigen Attribute, so daß die irrelevanten Attribute gewissermaßen außer Acht bleiben.<sup>6</sup>

Eine solche *Aufmerksamkeitsstheorie der Abstraktion* hat übrigens auch Brentano in seinen *Logik-Vorlesungen* aus der Mitte der achtziger Jahre unter dem Namen *Ennoetismus* vertreten. Brentano schreibt:

„Hier zunächst nur ganz kurz, daß die Ennoetisten mit den Nominalisten darin einig sind, daß es nur *eine* Weise der [v]orstellenden Tätigkeit gebe, dagegen dadurch sich von ihnen unterscheiden, daß sie glauben, durch die lösende und einigende Kraft besonders (ausschließlich) auf einen oder mehrere Teile der Gesamtvorstellung gerichteten Interesse, könnten diese Teile für sich allein die Vermittler

---

<sup>6</sup> Vgl. „The formation [...] of a Concept, does not consist in separating the attributes which are said to compose it, from all other attributes of the same object, and enabling us to conceive those attributes, disjoined from any others. We neither conceive them, nor think them, nor cognise them in any way, as a thing apart, but solely as forming, in combination with numerous other attributes, the idea of an individual object. But, though thinking them only as part of a larger agglomeration, we have the power of fixing our attention on them, to the neglect of the other attributes with which we think them combined. [...] General concepts, therefore, we have, properly speaking, none; we have only complex ideas of objects in the concrete: but we are able to attend exclusively to certain parts of the concrete idea: and by that exclusive attention, we enable those parts to determine exclusively the course of our thoughts [...] exactly as if we were able to conceive them separately from the rest.“, Mill 1865, S. 309 f.

der Benennung und die Vorstellungsgrundlage von besonderen Urteilen und Gemütsbeziehungen werden.“ (Brentano EL 72, S. 281)

Die Grundannahme der Intentionalitätstheorie Brentanos ist, daß in jede intentionale Beziehung ein immanentes Objekt involviert ist, das in der Zielposition des Aktes steht. Wenn man nun diese zitierte Stelle im Licht dieser Annahme betrachtet, muß man sagen, daß eine allgemeine Vorstellung nicht etwa darin besteht, daß man ein unvollständiges immanentes Objekt vor dem geistigen Auge hat – ein Objekt, das etwa aus einer unvollständigen Kollektion der identifizierenden Merkmale besteht. Alle immanenten Objekte sind vollständig, es ist aber „durch die lösende und einigende Kraft“ des Geistes möglich, in einem solchen Objekt nur einige Teile hervorzuheben, so daß nur sie als „die Vermittler der Benennung und die Vorstellungsgrundlage“ dienen.<sup>7</sup> Das ist der einzige Sinn, in dem wir „Universalien haben“.

„[E]s zeigt sich in Bezug auf die Universalienfrage, daß, wenn ich auch und eigentlich keine anderen als individuelle Vorstellungen habe, ich in gewisser Weise [–] nämlich als durch ein besonderes Interesse abgegrenzte Teilvorstellungen [–] sie [d.h. Universalien] doch habe, und diese Weise genügt, um den allgemeinen Namen nicht bloß, wie die Nominalisten wollten, eine Vielheit äquivoker individueller Bedeutungen zu geben, sondern ihnen einen einheitlichen, wahrhaft allgemeinen Sinn zu geben.“ (Brentano EL 72, S. 290)

Nach dieser Theorie, die Brentano auch wohl unter dem Einfluß von John Stuart Mill formuliert hat, besteht also eine *abstrakte* Vorstellung darin, daß man in einem Objekt sozusagen nur einige Aspekte berücksichtigt, und die sonstigen Aspekte außer Acht läßt. Wenn eine Vorstellung nicht abstrakt ist, dann heißt sie *konkret*. Eine konkrete Vorstellung muß also alle Eigenschaften des vorgestellten Gegenstandes berücksichtigen.<sup>8</sup>

<sup>7</sup> Auch Carl Stumpf hat diese Lehre Brentanos übernommen. Vgl. „[W]e have exclusively concrete singular presentations in consciousness. But we are able especially to notice inseparable parts and also to grasp their equality in different singular presentations. Such parts of a presentational content, which can be noticed apart, but not presented apart, we call *abstracta*.“, Stumpf 1886/87, S. 300.

<sup>8</sup> Brentano hat übrigens seine Abstraktionstheorie im Laufe der Zeit modifiziert. (Vgl. dazu Chrudzimski 2004, Kap. 4.) Um 1890 scheint er die unvollständigen

Eine solche konkrete Vorstellung wäre nach Meinong *a fortiori* individuell. (Meinong 1877, S. 18) Sie kann – behauptet er – nur ein einziges Objekt betreffen. Die Umkehrung davon gilt aber nicht. Nicht alle *abstrakten* Vorstellungen sind *ipso facto allgemein*.

Mit einer abstrakten und trotzdem individuellen Vorstellung haben wir z.B. dann zu tun, wenn wir uns auf den individuellen Rote-Aspekt einer bestimmten Rose konzentrieren. Infolge des Abstraktionsprozesses bleiben zwar die anderen Aspekte der Rose außer Acht, der Inhalt der Vorstellung beinhaltet also in diesem Sinne nur die rote Farbe. Diese rote Farbe bleibt aber dennoch individuell. Sie gehört zu dieser individuellen Rose und kann deshalb einem anderen Gegenstand nicht zukommen. In diesem Sinne ist die Vorstellung *individuell*. Sie kann nicht auf mehrere Gegenstände angewendet werden.

Nach Meinong gibt es also *abstrakte Individuen* – Eigenschaften, die nicht als Universalien sondern als individuelle Aspekte interpretiert werden sollen.<sup>9</sup> Solche Eigenschaften, auf die man sich heutzutage meistens

immanenten Objekte doch zu akzeptieren. Es gibt darüber einen interessanten Briefwechsel mit Marty, der in seiner frühen Periode im Gegensatz zu Carl Stumpf zur Auffassung neigte, daß es nicht nur individuell bestimmte, sondern auch genuin allgemeine (was wahrscheinlich heißt: unvollständige) immanente Gegenstände gibt. Vgl. die Stelle, wo Marty hauptsächlich für die Eindeutigkeit des Seienden (im Kontext der Diskussion der Seinsweise der immanenten Gegenstände) argumentiert, wo wir aber am Ende eine knappe Bemerkung finden, die nahe legt, daß man anstatt von einer „allgemeinen Bejahung“ eher von der „Bejahung eines allgemeinen Inhalts“ reden sollte. Marty schreibt: „Die Scholastiker unterschieden eine mentale und reale Existenz.

*Mental* oder, wie man sich auch ausdrückte, ‘objektiv’ (d.h. als Objekt einer psychischen Tätigkeit) existiert ein Vorgestelltes, Geliebtes als solches. *Real* existiert der Vorstellungsakt, eine Ausdehnung u. dgl.

Damit können aber offenbar nicht zwei verschiedene Bedeutungen der Existenz gemeint sein. Der Begriff, ‘die Anerkennung zu verdienen’, ist stets derselbe, mag er wem immer, einem Realen oder Nichtrealen (z.B. speziell einem ‘Objektiven’ als solchen) zukommen. Nur das soll eben gesagt sein, daß, wer das eine anerkennt, damit ein Reales anerkannt habe, wer das andere, ein Objektives als solches. Reale Existenz heißt also Existenz eines Realen. Das Adjektiv ist ähnlich verwendet, wie wenn man anstatt von der Bejahung eines allgemeinen Inhalts, von ‘einer allgemeinen Bejahung’ spricht.”, Marty 1884, S. 173 f.

<sup>9</sup> An diesem Punkt weicht Meinong von der Klassifikation Mills ab. Nach Mill gibt es auch individuell-abstrakte Namen, die Attribute bezeichnen. Ihre Indivi-

mit dem von D. C. Williams geprägten, zunächst eher irreführenden Namen „*Tropen*“ bezieht (Williams 1953), sind keine Universalien. Im Gegensatz zu den platonischen Eigenschaften können sie *ex definitione* nicht als numerisch identisch in mehreren konkreten Individuen vorkommen. Wenn man Eigenschaften als Tropen interpretiert, dann heißt das, daß zwei verschiedene rote Rosen zwei individuell verschiedene rote Farben haben müssen.

Daß Meinong in den *Hume-Studien I* solche individuellen Eigenschaften tatsächlich akzeptiert, läßt sich leicht belegen. Er schreibt z.B.:

„Bezüglich der Identität bei *Gegenständen* scheint indessen kaum eine Unklarheit möglich, – wie steht es aber mit den *Attributen*? Gesetzt, wir hätten zwei kongruente Dreiecke, *A* und *B*; ist nun die Dreieckigkeit von *A* identisch mit der Dreieckigkeit von *B*? Niemand wird bestreiten, daß *A* fortbestehen kann, auch wenn *B* vernichtet ist, – ebensowenig wird angefochten werden, daß das Attribut an seinem Gegenstande haftet, mit ihm besteht, aber auch mit ihm vergeht. Gibt es nun *B* nicht mehr, so existiert auch nicht die Dreieckigkeit von *B*, dagegen existiert *A* und die Dreieckigkeit von *A* ungestört fort. [...] Was diese dem Anschein nach ziemlich müßigen Erörterungen dartun sollen, ist nur, daß, wenn man bei gleichen Attributen verschiedener Dinge von Identität spricht, damit unmöglich Identität im strengen Sinne gemeint sein kann [...]. Will man einmal ein Attribut als Individuum betrachten, so muß man dann auch so viele *attributive* Individuen anerkennen, als es reale gibt [...].“ (Meinong 1877, S. 22 f.)

Eine solche individuelle Eigenschaft war übrigens die einzige Art von Eigenschaft, die von Brentano zwischen 1874 und 1900 akzeptiert wurde. Selbst in der ontologisch am permissivsten Periode um 1890 waren für ihn die allgemeinen Entitäten ein Tabu. Die Überzeugung, daß man indi-

---

dualität (d.h. die Tatsache, daß sie sich nicht auf viele, sondern auf eine einzige Entität beziehen) besteht jedoch darin, daß das bezeichnete Attribut als ein Universale interpretiert wird. Vgl. „But when only one attribute, neither variable in degree nor in kind, is designated by the name; as visibleness; tangibleness; equality; squareness; milkwhiteness; then the name can hardly be considered general; for though it denotes an attribute of many different objects, the attribute itself is always conceived as one, not many.“, Mill 1843, Ch. II, § 4 (S. 30).

viduelle Eigenschaften in der Ontologie unbedingt braucht, war für die ganze Brentano-Schule charakteristisch.

Auch Meinong teilt diese Überzeugung. Solche attributiven Individuen oder individuellen Attribute lassen sich, so argumentiert Meinong, nicht durch die Relation der Ähnlichkeit zwischen konkreten Individuen wegerklären. Erstens scheinen *jede* zwei individuell-konkreten Gegenstände in irgendeiner Hinsicht einander ähnlich. (Meinong 1877, S. 22 f.) Um also Attribute durch die Ähnlichkeitsklassen von konkreten Individuen zu ersetzen, müßten wir zuerst präzisieren, in welcher Hinsicht sie ähnlich sein sollen. Die angesprochenen Hinsichten sind aber ihrerseits nichts anderes als (die Klassen der) Attribute und so bewegen wir uns in einem (ziemlich engen) Kreis.

Zweitens ist auch die Ähnlichkeit selbst vom ontologischen Standpunkt her betrachtet nicht weniger problematisch, als es Attribute sind. Insbesondere ist die Annahme, daß die Vorstellung der Ähnlichkeit zwischen Attributen irgendwie primitiver sei, als die Vorstellung eines Attributs, nach Meinong schlechtweg absurd. (Meinong 1877, S. 60)

Was nun die allgemeinen Attribute betrifft, die, wie gesagt, in der Brentano-Schule eher verpönt waren, so gibt es in den *Hume-Studien I* ein paar Stellen, die suggerieren, daß Meinong sie zu dieser Zeit doch akzeptiert haben könnte. Wir lesen z.B.:

„Denn nennt man individuell das, was entweder selbst Individuum ist, oder sich nur auf ein Individuum beziehen kann, so fallen unter diesen Begriff zwar alle Einzeldinge; dagegen gibt es aber kein einziges Attribut, das, für sich allein betrachtet, nur von einem Individuum ausgesagt werden könnte. Trotzdem sind Attribute nicht minder wirklich als Dinge, an denen sie haften; es kann somit durchaus nicht alles in der Natur individuell genannt werden.“ (Meinong 1877, S. 49)

Wir haben gesehen, daß ein Attribut wohl als ein individuelles Abstraktum interpretiert werden kann. Hier lesen wir zwar, daß „kein einziges Attribut [...] für sich allein betrachtet, nur von einem Individuum ausgesagt werden könnte“, was aber unter einem Attribut „für sich allein betrachtet“ gemeint ist, bleibt unklar. Handelt es sich dabei um ein genuines Universale, d.h. um eine Entität, die als numerisch identisch in mehreren Individuen vorkommen kann, oder geht es vielmehr um ein individuelles Ab-

straktum, dem in einer Abstraktion höherer Stufe noch die Zugehörigkeit zu einem bestimmten konkreten Individuum abgesprochen wird? Eine solche Entität wäre kein echtes Universale. Sie wäre insbesondere in mehreren Individuen nicht wiederholbar. Sie hätte allerdings keine ontologisch eingebaute Zugehörigkeit zu einem bestimmten individuell-konkreten Träger und so träfe auf sie nicht zu, daß sie „nur von einem Individuum ausgesagt werden könnte“.<sup>10</sup>

Diese exegetischen Fragen können wir nicht beantworten. Die lakonischen Bemerkungen, die Meinong dem Begriff des Attributs „für sich allein betrachtet“ in seinen *Hume-Studien I* widmet, sind dazu zu knapp. Diese Fragen sind aber wahrscheinlich auch nicht besonders wichtig, denn in der späten Philosophie Meinongs spielen die so verstandenen Universalien keine Rolle.<sup>11</sup>

Die Theorie, die Meinong in seinen *Hume-Studien I* entwickelt, gibt uns also die folgende Klassifikation der Begriffe:

		Inhalt	
		konkret	abstrakt
Umfang	partikulär individuell (beziehen sich auf ein Objekt)	(i) Begriff eines konkreten Individuums	(ii) Begriff eines Attributs von einem konkreten Individuum
	allgemein (beziehen sich auf mehrere Objekte)	X	(iii) Begriff eines Attributs "für sich betrachtet"

<sup>10</sup> Zu diesem Begriff der individuellen Eigenschaft vgl. Chrudzimski 2002.

<sup>11</sup> Die Rolle der Universalien wird ab etwa 1907 durch die *unvollständigen* Gegenstände übernommen.

Die Begriffe zerfallen erstens in die konkreten und abstrakten, je nachdem, ob sie ihre Gegenstände vollständig erfassen oder Produkte der Abstraktion sind. Zweitens zerfallen sie in partikuläre (bzw. individuelle) und allgemeine, je nachdem, ob ihr Umfang nur einen einzigen oder mehrere Gegenstände zuläßt. Aus der Überschneidung dieser zwei Unterscheidungen ergeben sich aber nur drei Möglichkeiten, denn eine konkrete Vorstellung ist nach Meinong, wie bereits gesagt, *a fortiori* individuell.

Diese Klassifikation der Begriffe kann man mit folgender Klassifikation von Entitäten korrelieren:

		Selbständigkeit - Abhängigkeit	
		konkret	abstrakt
Distri- bution	partikulär individuell  (sind "in" einem Objekt)	(i)  konkrete Individuen	(ii)  individuelle Attribute  ("Tropen")
	allgemein  (sind "in" mehreren Objekten)	X	(iii)  allgemeine Attribute  (?)

In der frühen Ontologie Meinongs finden wir auf jeden Fall konkrete Individuen und individuelle Attribute (Tropen). Ob die ontologische Rubrik (iii) letztlich leer ist, können wir, wie gesagt, nicht entscheiden. Sowohl die allgemeine Tendenz der Brentano-Schule als auch die Abstraktionstheorie Meinongs suggerieren aber stark, daß die allgemeinen Attribute (im Gegensatz zu den individuellen Attributen) höchstens als eine Art „Fiktionen *cum fundamento in re*“ betrachtet werden dürfen.

## 2. Die frühe Relationslehre (*Hume-Studien II*)

Eines der großen Verdienste Meinongs liegt darin, daß er die Kategorie der *Relation* ins Zentrum der philosophischen Analyse gestellt hat und nach langem Ringen letztlich für die nachfolgenden Generationen salonfähig gemacht hat. Die ersten Schritte auf diesem Weg macht er bereits in seinem nächsten größeren Werk – in den *Hume-Studien II* (1882) – und die Entwicklung der Relationslehre wird bis zu seinen späten Schriften fortgeführt.

Mit der Kategorie der Relation haben sich freilich auch andere Philosophen, darunter auch Brentano, beschäftigt. Was jedoch für diese Untersuchungen charakteristisch war, war die Tendenz, die Kategorie der Relation möglichst wegzu erklären. So schreibt Aristoteles, daß „das Relative am wenigsten ein Wesen und etwas Seiendes ist“. (*Metaphysik*, 1088a 30–31) Als Argument dafür dient ihm die Feststellung, daß bei den Relativen kein selbständiges Entstehen und Vergehen stattfindet in dem Sinne, in dem dies bei den monadischen Eigenschaften der Fall ist. Ein Relatives entsteht und vergeht abhängig davon, wie sich die monadischen Eigenschaften der Fundamente der Relation verändern. „[O]hne verändert zu werden, wird dasselbe bald größer, bald kleiner oder gleich sein, wenn das andere der Quantität nach verändert ist.“ (*Metaphysik*, 1088a 34–1088b 1)

Die nachfolgenden Generationen von Forschern haben in diesem Punkt auf die Autorität des Meisters von Stagira vertraut. Die Relationen wurden im Mittelalter häufig als relative Attribute uminterpretiert, die außer ihrem eigentlichen Substrat noch eine rätselhafte Beziehung auf ein zweites Relatum involvieren.<sup>12</sup> Diese Beziehung wurde typischerweise ontologisch abgewertet. Sie wurde als etwas im Grunde subjektives, als ein konzeptuelles Produkt der Operation des Vergleichens bzw. Beziehens interpretiert.<sup>13</sup> Für „ein Akzidens, das zugleich in zwei Substanzen wäre“ hatte auch Leibniz keinen Platz.

<sup>12</sup> Über die mittelalterlichen Relationstheorien vgl. Henninger 1989.

<sup>13</sup> Das hing auch damit zusammen, daß man andernfalls in der relativen Bestimmung des Gottes als Schöpfer eine Gefahr seiner ontologischen Abhängigkeit Gottes von seinen Geschöpfen gesehen hat.

Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts hat sich die Kategorie der Relation zu einer gleichberechtigten ontologischen Kategorie gemausert und ein Philosoph, der dazu nicht gering beigetragen hat, war Alexius Meinong.

Die Relationstheorie, die Meinong in den *Hume-Studien II* entwickelt, hat noch viele subjektivistische Aspekte. Vor allem wird die ganze Analyse aus einer vorwiegend psychologischen Perspektive durchgeführt. Meinong betont gleich am Anfang, daß er nur die Relationen zwischen den Vorstellungsobjekten, d.h. zwischen den Inhalten der psychischen Phänomene untersucht, wobei hier der Inhalt soviel wie das immanente Objekt bedeutet. Die Relationen sollen also nur insofern untersucht werden, als sie vorgestellt werden. Die Relationen zwischen den (äußeren) Dingen sollen hingegen außer Acht bleiben. (Meinong 1882, S. 38) Dieses Versprechen wird Meinong allerdings, wie wir bald sehen werden, nicht ganz halten können.

Außer dieser methodologischen Einschränkung (die als solche über die Natur der Relationen noch nichts entscheiden muß) finden wir aber auch eine deutliche Tendenz zur Psychologisierung der ontologischen Kategorie der Relation selbst. Meinong behauptet zunächst, daß für das Bestehen einer so verstandenen Relation das bloße Zusammenbestehen von zwei Vorstellungsinhalten in einem Bewußtsein keineswegs ausreicht. Man braucht dazu noch eine psychische Aktivität, die die beiden Inhalte erst *in Beziehung setzt*. (Meinong 1882, S. 38) Eine Relation zwischen den Inhalten wird also erst durch eine *mentale Aktivität* ins Leben gerufen, und zwar im Gegensatz zu den Inhalten, die durch diese Aktivität in Beziehung gesetzt werden. Diese Inhalte brauchen zu ihrer Präsentation keine derartige Aktivität.

Meinong schließt daraus, daß auch für einen Realisten, der an der Existenz der außer-mentalenen Realität nicht zweifelt, Relationen eine besonders *subjektive* Kategorie darstellen müssen – eine Kategorie, die im Gegensatz zu den monadischen („absoluten“) Inhalten auf eine besondere psychische Aktivität angewiesen ist. (Meinong 1882, S. 43)

Eine wichtige These Meinongs lautet, daß jede Relation *Fundamente* braucht. Fundamentlose Relationen gibt es nicht. (Meinong 1882, S. 44) Wir dürfen allerdings nicht vergessen, daß im Rahmen dieser Theorie als

Fundamente nicht etwa außermentale Dinge, sondern immanente Inhalte (die Meinong auch „Vorstellungsobjekte“ nennt) fungieren. Die Notwendigkeit der Existenz der Fundamente besagt also keineswegs, daß man in der außer-mentalen Welt Dinge finden muß, die den gegebenen Inhalten entsprechen. Was existieren muß, sind nur die genannten Inhalte, und diese gibt es genau dann, wenn es entsprechende Vorstellungsakte gibt. (Vgl. Meinong 1882, S. 89)

Als Fundamente einer Relation  $R$  können zwar, sagt Meinong, wieder Relationen  $R'$  und  $R''$  auftreten. Und wenn wir zu den Fundamenten von  $R'$  und  $R''$  übergehen, können wir ebenfalls auf neue Relationen stoßen. Ein solcher Regreß darf allerdings nicht ins Unendliche gehen. Auf einer bestimmten Stufe müssen wir zu den Fundamenten gelangen, die nicht mehr Relationen, sondern *absolute* (d.h. nicht-relative) Inhalte sind. (Meinong 1882, S. 44) Jede Relation muß sich in diesem Sinne auf gewisse absolute Inhalte aufbauen. Eine reine Relativität gibt es nicht. Und weil wir berechtigterweise von den räumlichen und zeitlichen Relationen sprechen, schreibt Meinong, muß es zwangsläufig auch absolute Raum- und Zeitbestimmungen geben, die als Fundamente dieser Relationen fungieren. (Meinong 1882, S. 47, 50) Die Theorie, die Raum und Zeit als bloße Systeme von Relationen faßt, muß also falsch sein.

Die These, daß es keine reine Relativität gibt, war übrigens für die ganze Brentano-Schule charakteristisch. Brentano verteidigte sie vehement und auch bei seinen Schülern wie Stumpf oder Marty kann man unmißverständliche Bekenntnisse zu dieser ontologischen Position finden.<sup>14</sup>

Meinong versucht in seiner zweiten Hume-Abhandlung eine Klassifikation der Relationen zu geben. An erster Stelle kommt dabei die Klasse der *Vergleichungsrelationen*. Die psychische Aktivität, durch die eine Vergleichungsrelation zustande kommt, ist – wie auch zu erwarten wäre –

---

<sup>14</sup> Vgl. dazu Stumpf 1873, S. 124: „Entweder versteht man hier unter Lage [...] was wir Ort nennen, und dann ist sie keine Relation [...]; oder man versteht darunter die Beziehung der Punkte zu einander (oder zu einem dritten), und dann liegt dieser Relation, wie jeder, ein absoluter Inhalt zu Grunde, das sind eben hier die beiden Orte; denn man meint eine *örtliche* Beziehung.“ Vgl. auch Stumpf 1883, S. 13: „So kann es Beziehungen zwischen Empfindungen geben, aber schließlich müssen doch irgend welche absoluten Inhalte vorhanden sein, welche wir auf einander beziehen.“

diejenige des Vergleichens, wobei es nach Meinong in erster Linie nicht um ein Vergleichen von zwei individuell-konkreten Gegenständen, sondern um ein Vergleichen von *zwei Attributen* geht. Als Ergebnis eines solchen Vergleichens können wir, schreibt Meinong, nur zwei Werte bekommen. Die Attribute sind entweder gleich oder ungleich.

„Vergleichung zweier Attribute kann, wie immer diese beschaffen sein mögen, nur auf zwei Ergebnisse führen: Gleichheit einerseits, Ungleichheit oder Verschiedenheit andererseits.“ (Meinong 1882, S. 73)

Wir haben gesehen, daß der junge Meinong unmißverständlich zu einer Auffassung neigt, die nur individuelle Eigenschaften (Tropen) akzeptiert. Die Gleichheit der Attribute, von der er hier spricht, kann also nicht als *numerische Identität* (einer allgemeinen Eigenschaft) sondern muß vielmehr als *strenge Ähnlichkeit* von Tropen interpretiert werden.<sup>15</sup>

Eine solche strenge Ähnlichkeit besteht zwischen zwei Tropen erst dann, wenn sie „in allen Einzelheiten“ einander ähnlich sind. Sie besteht also zwischen zwei roten Farben derselben Abschattung, aber nicht zwischen zwei roten Farben von zwei verschiedenen Abschattungen. Nur für eine solche „nicht-strenge Ähnlichkeit“ benutzt Meinong das Wort „Ähnlichkeit“. Für das, was wir die strenge Ähnlichkeit nennen, bleibt bei ihm das Wort „Gleichheit“ reserviert.

Was eine solche nicht-strenge Ähnlichkeit betrifft, die sich, wie es scheint, auf ein einfaches gleich/ungleich-Urteil nicht reduzieren läßt, schreibt Meinong, daß sie sich doch

„als partielle Übereinstimmung, d.h. als Gleichheit eines Teils der Elemente herausstellt. Hellrot und Dunkelrot sind einander ähnlich, denn sie stimmen darin überein, Rot zu sein; aber auch Rot und Grün

---

<sup>15</sup> Diese Ähnlichkeit kann entweder als primitiv (Williams 1953) oder als etwas, das auf den „absoluten Naturen“ der betreffenden Tropen superveniert, (Campbell 1990, S. 59 f.) interpretiert werden. Eine noch andere Möglichkeit ist, anstatt die Mengen von Tropen durch die Relation der Ähnlichkeit zu konstituieren, diese Mengen selbst als primitiv zu betrachten. Diesen Weg ging Stout (1921/22, S. 155 f.).

können für ähnlich gelten, denn beide sind Farben usw. [...].“ (Meinong 1882, S. 75)

Meinong unterscheidet also in jedem Inhalt *Attribute*, die als Fundamente einer Vergleichungsrelation fungieren können. Wie wir sehen, unterscheidet er Attribute von verschiedener Allgemeinheit. Das Attribut *Rot* bildet einen gemeinsamen Teil der Attribute *Hellrot* und *Dunkelrot*, das Attribut *Farbe* ist ein gemeinsamer Teil der Attribute *Rot* und *Grün*.

Die primären Fundamente einer Vergleichungsrelation sind also nach Meinong Attribute. Wenn wir von einem Vergleichen von zwei Substanzen sprechen, so sprechen wir im Grunde vom Vergleichen ihrer Attribute. Das Wort „Substanz“ wird hier übrigens, wie Meinong betont, „ohne jede metaphysische Präsumpion“ verwendet, „um das zu bezeichnen, was man auch das Ding im Gegensatz zu seinen Eigenschaften nennt.“ (Meinong 1882, S. 81)

Meinong läßt hier also offen, wie die ontologische Struktur eines Dings letztlich aussieht und er hat dieses Problem in seinen frühen Werken in der Tat nie ernsthaft thematisiert. Dazu standen damals für ihn die psychologisch-deskriptiven Fragen zu sehr im Vordergrund. Es ist aber nicht zu übersehen, daß er (zumindest in Bezug auf die Dinge, die uns in der äußeren Wahrnehmung erscheinen) zu einer Bündel-Theorie neigt, nach der ein individuell-konkreter Gegenstand gewissermaßen aus seinen (individuellen) Eigenschaften ohne einen zusätzlichen Träger (sei es einer Substanz, sei es einem „baren Substrat“) besteht. Das war übrigens auch die Ontologie der physischen Gegenstände, die Brentano zu dieser Zeit bevorzugte. (Vgl. Chrudzimski 2004, S. 145.)

Die zweite Gruppe der Relationen, die Meinong erörtert, sind *Verträglichkeitsrelationen*. Die psychische Aktivität, die für diese Relationsgruppe verantwortlich ist, besteht darin, daß man sich die Frage stellt, ob zwei bestimmte Attribute „an derselben Substanz zu derselben Zeit“ bestehen können, wobei das Wort Substanz wieder im lockeren Sinne genommen wird. „[D]er schwerfällige Ausdruck ‘Identität der Substanz’ hat hier gar keine andere Funktion, als die Gleichheit des Ortsdatums für beide Attribute zu sichern; wir können daher ebensogut sagen: die Verträglichkeitsfrage läßt sich nur bei Attributen mit *gleicher Zeit- und Ortsbestimmung* aufwerten.“ (Meinong 1882, S. 87)

Die Antwort auf eine solche Verträglichkeitsfrage kann unter günstigen Umständen ein evidentes apodiktisches Urteil sein, das besagt, daß die zwei in Frage kommende Attribute *unmöglich* zusammen bestehen können. Ein solches Urteil ist nach der Brentanoschen Lehre, die hier von Meinong ebenfalls übernommen wird, ein negatives Existenz-Urteil, wie z.B. „Ein Rotes Blaues gibt es nicht“, das zusätzlich im *apodiktischen Modus* und mit *Evidenz* gefällt wird. (Meinong 1882, S. 88)

Das, was man in einem solchen Urteil feststellen kann, ist also eigentlich eine *Unverträglichkeitsrelation*. Ein positives apodiktisches Wissen gibt es nach der von Meinong akzeptierten Auffassung Brentanos nicht.<sup>16</sup> Und da die Feststellung der entsprechenden Relation in diesem Fall von Meinong als ein *Produktionsakt* für diese Relation betrachtet wird, *gibt es* auch nur Unverträglichkeits- und keine Verträglichkeitsrelationen. (Vgl. Meinong 1882, S. 89)

Auch jeder *logische Schluß*, sagt uns Meinong (wobei er sich wieder der Lehre Brentanos anschließt), ist auf solche Unverträglichkeitsrelationen zurückzuführen. Behaupten wir etwa, daß *q* aus *p* logisch folgt, so heißt das, daß „die Wahrheit der Prämissen mit der Falschheit der conclusio unvereinbar sei.“ (Meinong 1882, S. 102) Das evidente negative Existenz-Urteil, das für die gewünschte Unverträglichkeitsrelation verantwortlich ist, wäre also „Es gibt nicht, daß *p*, ohne daß *q*“, wobei die nominalisierten propositionalen Inhalte (daß *p* und daß *q*), mit denen wir hier operieren, aus den Vorstellungen der entsprechenden Urteile entnommen werden müssen. (Meinong 1882, S. 100)

Daß sich Meinong hier offensichtlich auf die Unverträglichkeit der *propositionalen Inhalte* bezieht, hat ihn 1882 (wie übrigens auch Brentano in seiner *Psychologie*) noch gar nicht beunruhigt. Höchstwahrscheinlich waren ihm die ontologischen Konsequenzen dieses Schrittes damals noch überhaupt nicht bewußt, und auf jeden Fall widmet er der Kategorie der propositionalen Entitäten in den *Hume-Studien II* keine Aufmerksam-

---

<sup>16</sup> Genauer gesagt, behauptet Brentano nur, daß es *für uns* kein positives apodiktisches Wissen gibt. In der Tat glaubte er, daß für jedes Wesen, das imstande wäre, den vollständigen Begriff Gottes zu begreifen, eine Version des ontologischen Beweises Anselms ein solches positives apodiktisches Wissen liefern würde.

keit. Eine detaillierte und einflußreiche Lehre von den propositionalen Entitäten (*Objektiven*) wird er erst zwanzig Jahre später entwickeln.

Die dritte Klasse der Relationen, die Meinong bespricht, sind *Kausalrelationen*. Meinong referiert zunächst die Position von Beneke, der behauptet, daß uns einige Kausalverhältnisse in der inneren Wahrnehmung gegeben sind. (Meinong 1882, S. 111) Das war auch die Position, die Brentano Zeit seines Lebens vertreten hat. (Vgl. z.B. Brentano EL72, S. 467) Meinong verwirft jedoch diese Theorie. (Meinong 1882, S. 116) Die Kausalverhältnisse sind uns weder in der inneren noch in der äußeren Erfahrung direkt gegeben. Sie werden stattdessen aus den Relationen zusammengesetzt, die wir bereits kennengelernt haben. Der Weg zur Perzeption einer kausalen Beziehung muß also nach Meinong eine nicht ganz unaufwendige intellektuelle Konstruktion involvieren.

Die erste wichtige Beobachtung, die Meinong hier macht, ist, daß zu einer Kausalrelation die Notwendigkeit und Allgemeinheit des entsprechenden Kausalgesetzes gehört. Im Gegensatz zu Hume behauptet er, daß eine bloße Allgemeinheit der Aufeinanderfolge noch nicht ausreicht, um einen Kausalzusammenhang zu sichern. Eine solche allgemeine Aufeinanderfolge könnte ja auch ganz zufällig, ohne irgendwelchen kausalen Einfluß auftreten.<sup>17</sup>

Die in die Kausalrelation involvierte Notwendigkeit läßt uns an die Relation der Unverträglichkeit denken. Und in der Tat, die Kausalrelation erweist sich nach Meinong als ein Spezialfall der Unverträglichkeitsrelation. Wenn man sagt, daß *B* aus *A* als kausale Folge resultiert, dann will man dadurch sagen, daß das Bestehen von *A* mit dem Nicht-Bestehen von *B* in einem nachfolgendem Zeit-Moment unverträglich wäre. Wir haben hier übrigens den nächsten wichtigen Aspekt der Kausalrelation: *die zeitliche Aufeinanderfolge*, die Meinong als einen Spezialfall der Relation der Verschiedenheit betrachtet. (Meinong 1882, S. 118)

---

<sup>17</sup> In der heutzutage modischen Terminologie der möglichen Welten kann man sagen, daß es nomologisch verschiedene Welten gibt, die deskriptiv ununterscheidbar sind. Auf der anderen Seite schließt Meinongs Auffassung auch die heutzutage von manchen angenommene *singular causation* aus, bei der zwar ein kausaler Nexus, aber keine allgemeine Gesetzmäßigkeit im Spiel sein sollte.

Die Definition, die Meinong schließlich annimmt, lautet somit folgendermaßen:

„Ursache ist ein mehr oder weniger großer Komplex von Tatsachen, welche auch nicht den kleinsten Teil einer Zeit zusammen bestehen können, ohne daß die Wirkung zu existieren anfängt. Kausalität ist demnach eine Vereinigung bestimmter Vergleichungs- und Verträglichkeitsfälle.“ (Meinong 1882, S. 121)

Was jedoch die in der Kausalität involvierte Notwendigkeit von den bereits besprochenen Fällen der Unverträglichkeit unterscheidet, ist ein offensichtlicher *Mangel an Evidenz* des Urteils, in dem sie erfaßt wird. Die Unverträglichkeit von zwei Inhalten können wir feststellen, ohne unseren Schreibtisch verlassen zu müssen, und zwar indem wir die entsprechenden Inhalte einfach in Gedanken vergleichen. So können wir *a priori* wissen, daß es kein rundes Dreieck geben kann und daß es nicht etwas Farbiges geben kann, das zugleich nicht ausgedehnt wäre. Ein solches Wissen ist aber in Bezug auf Kausalrelationen prinzipiell unerreichbar. Um festzustellen, welche Kausalgesetze es in der Welt gibt, müssen wir *empirische* Untersuchungen durchführen; und das Ergebnis solcher Untersuchungen wird nie von der *Evidenz* begleitet, die für ein apodiktisches Urteil über die Unverträglichkeitsverhältnisse charakteristisch ist.

Die Lösung dieser Schwierigkeit wird in den letzten Sätzen des vorigen Paragraphs bereits angedeutet. Wir haben gesagt, daß wir feststellen wollen, welche Kausalgesetze es *in der Welt* gibt, und das ist in der Tat der springende Punkt. Wenn wir über Kausalverhältnisse sprechen, handelt es sich nämlich *nie* um die bloßen Relationen zwischen den Vorstellungsobjekten. Wir sprechen immer von Relationen zwischen den Dingen (Meinong 1882, S. 122) und solche Dinge – so die These Meinongs, die er ebenfalls von Brentano übernommen hat – sind uns nie vollständig gegeben. Was uns in einer intentionalen Beziehung „vor Augen“ steht, sind ausschließlich *Inhalte* (d.h. *immanente Objekte*) – untrennbare Korrelate der psychischen Akte.

Wenn wir also behaupten, daß zwischen *A* und *B* eine Kausalrelation besteht, sagen wir nach Meinong etwas ganz Kompliziertes. Wir behaupten (i) daß es in der außermentalen Realität Dinge gibt, die den Vorstel-

lungen von *A* und *B* entsprechen; und (ii) daß zwischen der Existenz von *A* und der Nichtexistenz von *B* (im nachfolgenden Zeitmoment) die Relation der Unverträglichkeit besteht. (iii) Diese Relation der Unverträglichkeit könnten wir in einem evidenten apodiktischen Urteil feststellen, wenn wir die wahren Naturen beider Dinge kennten. (iv) Wir kennen sie aber nicht und deswegen ist die Behauptung eines kausalen Zusammenhangs immer eine empirische Hypothese, die sich auf die Beobachtung einer regelmäßigen Aufeinanderfolge der Inhalte *A* und *B* stützen muß, die die in einem kausalen Zusammenhang stehenden Dinge repräsentieren.

Außer den Vergleichs- und Verträglichkeitsrelationen ist also in jeder Behauptung einer Kausalrelation auch eine wichtige *Existenzannahme* in Bezug auf die außer-mentalen Entsprechungen der Vorstellungsinhalte involviert, die wir oben unter (i) angeführt haben.

Wie wir sehen, war hier Meinong gezwungen, über den Bereich der Vorstellungsinhalte hinauszugehen und einige Relationen doch in der realen Welt zu stipulieren, was mit der These ihrer besonderen Subjektivität nicht unbedingt im Einklang zu stehen scheint. Und in der Tat, Meinong besteht nicht besonders hartnäckig auf diese These. Er schreibt mit aller Deutlichkeit, daß man auch von Relationen zwischen Dingen sprechen kann, deren Bestehen von keiner psychischen Aktivität abhängig wäre:

„Ausgeschlossen wäre durch die obige Theorie indessen nicht, daß zwischen Dingen, die sich im Kausalnexus befinden, unabhängig von ihrem Vorgestelltwerden, etwas bestünde, was in einem noch zu bestimmenden Sinne ebenfalls Relation genannt werden könnte [...].“  
(Meinong 1882, S. 129)

Solche, von jeder psychischen Aktivität unabhängige Relationen zwischen den Dingen interpretiert Meinong zunächst als eine Fähigkeit der Dinge, durch die entsprechende psychische Aktivität in Bezug gesetzt zu werden. (Meinong 1882, S. 143 f.) Man kann also vermuten, daß es sich um *monadische* Eigenschaften der Dinge handelt, die es uns erlauben, eine entsprechende in-eine-Relation-setzende psychische Aktivität in Bezug auf sie zu vollziehen. Dieser Punkt wird sich noch später als äußerst wichtig erweisen.

Die nächste Kategorie der Relationen, die von Meinong behandelt wird, bilden die *Identitätsrelationen*. Dieser Fall, sagt Meinong, ist besonders schwierig. Auf den ersten Blick scheint es, daß man nur von der Identität eines Gegenstandes mit sich selbst sprechen kann, was aber zum einen völlig uninteressant erscheint, und zum anderen wahrscheinlich als gar keine Relation einzustufen wäre, „denn ich wüßte nicht,“ so sagt er, „was den Relationen noch wesentlich bliebe, wenn von der Zweiheit der Fundamente abgesehen werden dürfte.“ (Meinong 1882, S. 130)

Es läßt sich aber, fährt Meinong fort, dennoch in einer philosophisch interessanten Weise von der Identität sprechen. Wir sagen „von zwei Häusern, sie hätten denselben Eigentümer, – von zwei Ringen, sie gehören zu derselben Kette, – von zwei Eigenschaften, sie seien Qualitäten derselben Sache, – auch von meinen Gedenken kann ich sagen, sie beschäftigen sich jetzt mit derselben Angelegenheit, demselben Ereignis wie vor einer halben Stunde. Ich kann in diesen mannigfachen Anwendungsweisen nur *ein* Gemeinsames finden: Identität wird von etwas ausgesagt, sofern es zugleich zu verschiedenen anderen Dingen in Relation steht.“ (Meinong 1882, S. 130)

Ein für die Theorie Meinongs besonders interessanter Fall liegt vor, wenn man von zwei Vorstellungen sagt, sie stellen dasselbe vor. Die in einer solchen Behauptung prädierte Identität kann die psychischen Akte der Vorstellung natürlich nicht betreffen. Es soll ja *ex hypothesi* zwei Vorstellungen geben. Es kann aber auch nicht darum gehen, daß diese zwei Vorstellungen *denselben* Inhalt haben. Inhalte (Vorstellungsgegenstände, immanente Objekte) sind Entitäten, die von den entsprechenden psychischen Akten ontologisch abhängig sind. Meinong schreibt, daß „es ja selbstverständlich ist, daß zwei verschiedene Vorstellungen streng genommen auch zwei verschiedene Inhalte haben müssen, die völlig gleich, aber niemals *ein* Inhalt sein können.“ (Meinong 1882, S. 132)

Wir sehen hier noch einmal klar, daß, wenn Meinong von Gleichheit spricht, er damit tatsächlich nicht die numerische Identität sondern vielmehr das Verhältnis meint, das die Tropentheoretiker strenge Ähnlichkeit nennen.

Zwei verschiedene Vorstellungen können also auf keinen Fall numerisch denselben Inhalt haben. Wenn man also sagt, daß zwei Menschen

dasselbe vorstellen, meint man nicht den Inhalt ihrer Vorstellungen, sondern eher das, was einem solchen Inhalt *entsprechen könnte*.

„Wenn man daher sagt, daß zwei Menschen dasselbe vorstellen, oder auch ein Mensch zu verschiedener Zeit dasselbe vorstellt, so kann damit nur das Vorstellen von Inhalten gemeint sein, welche nur *einem* Dinge, gleichviel übrigens, ob ein solches wirklich existiert oder nicht, adäquat sein können.“ (Meinong 1882, S. 132)

Wir sehen hier deutlich, daß die Intentionalitätstheorie, die der junge Meinong akzeptiert, sich tatsächlich im Brentanoschen Modell der Objekt-Theorie mit zwei Objekten bewegt. Jede Vorstellung hat ein immanentes Objekt, das dem jeweiligen Subjekt selbst dann „vor Augen steht“, wenn es in der außermentalen Realität keine Entsprechung davon gibt. Diese Struktur schöpft aber die Intentionalität eines psychischen Aktes nicht aus. Auch das Außending, das dem intentionalen Objekt, wie es Meinong sagt, *adäquat* sein kann, kommt in Betracht. Die Intentionalität wird also gewissermaßen „verlängert“, so daß z.B. ein Existenzurteil, das in einer äußeren Wahrnehmung involviert ist, nicht das immanente, sondern das transzendente Objekt der zugrunde liegenden Vorstellung betrifft. Insbesondere bezieht man sich auf ein solches Außending (und nicht etwa auf die entsprechenden immanenten Objekte), wenn man von der *Identität* des vorgestellten Objekts spricht.

Die angesprochene Relation der Adäquatheit zwischen einem immanenten Objekt und einem Ding muß, so können wir vermuten, darin bestehen, daß das Ding alle Attribute hat, die in dem immanenten Objekt spezifiziert sind. Nach der Theorie Brentanos besteht dieses Spezifizieren darin, daß das immanente Objekt die betreffenden Attribute in einem *uneigentlichen, modifizierten* Sinne hat. (Vgl. Brentano 1982, S. 26 f.; Chrudzimski 2001, S. 195) Die Adäquatheitsrelation würde also genau dann bestehen, wenn das transzendente Ding alle Attribute hat, die von dem immanenten Objekt in einem modifizierten Sinne gehabt werden.

Die Attribute, die einerseits von dem Außending und andererseits von dem immanenten Objekt gehabt werden, können aber wiederum nicht im buchstäblichen Sinne identisch sein. Da Brentano keine Universalien sondern nur individuelle Eigenschaften akzeptierte, muß man sich auch diese

Attribute als Tropen vorstellen. Die Standardauffassung der zeitgenössischen Tropenontologie spricht hier von der (strengen) Ähnlichkeit zwischen den Tropen. Die Adäquatheitsrelation zwischen einem transzendenten Ding  $D$  und einem immanenten Objekt  $O$  würde also genau dann bestehen, wenn man für jedes Attribut, das von  $O$  in einem uneigentlichen Sinne gehabt wird, ein entsprechendes (streng ähnliches) Attribut finden kann, das von  $D$  in einem normalen Sinne gehabt wird.

Daß Meinong selbst nichts näheres über diese wichtige Adäquatheitsrelation sagt, deutet darauf hin, daß er hier die Auffassung Brentanos vorbehaltlos voraussetzt.

Ein weiteres Problem resultiert daraus, daß Meinong ungezwungen von einem Ding spricht „gleichviel übrigens, ob ein solches wirklich existiert oder nicht“. Wenn man diesen Punkt weiter entwickeln würde, hätte man natürlich mit dem ganzen Arsenal der ontologischen Probleme zu tun, das mit den irrealen Konditionalen bzw. mit den nicht-existierenden Gegenständen zusammenhängt. Meinong entwickelt aber diese Problematik nicht. Seine *Hume Studien II* sind keine Abhandlung zur Intentionalitätstheorie. Er setzt vielmehr eine Version der Brentanoschen Intentionalitätstheorie voraus im guten Glauben, daß sie von ihrem Erfinder kohärent formuliert wurde. Diesen Glauben wird Meinong erst um 1899 verlieren und kurz danach werden für ihn auch die nicht-existierenden Gegenstände zu einem wichtigen Thema.<sup>18</sup>

Kehren wir aber zu Meinongs Analyse der Identitätsrelation zurück. Wenn man von der Identität in einem nicht-tautologischen Sinne spricht, bezieht man sich Meinong zufolge immer auf gewisse Relationen, in denen der Gegenstand, von dem man die Identität prädiziert, zu anderen Gegenständen steht. Dennoch betrifft die Identität gewissermaßen nur ihren einzigen Träger, so daß sie fast als eine monadische Eigenschaft erscheint. Wenn man alle diese Aspekte berücksichtigt, kann man die ganze Idee folgendermaßen zusammenfassen:

---

<sup>18</sup> Sowohl Brentano als auch die meisten seiner Schüler (insbesondere Marty) haben übrigens den modalen (bzw. kontrafaktischen) Diskurs generell als ontologisch harmlos angesehen.

„Identität ist die Eigenschaft eines Dinges, Fundament für mehrere Relationen zu sein; Behauptungen über Identität sind in Relationsbehauptungen ganz oder teilweise auflösbar.“ (Meinong 1882, S. 135)

Da man sich durch eine Identitätsbehauptung in den Bereich der Außendinge begibt, muß man sich bei der epistemischen Begründung einer solcher Behauptung typischerweise auch auf die empirische Beobachtung stützen. Es gibt nur einen einzigen Fall, in dem man eine solche Identität ohne Rücksicht auf die empirische Erfahrung feststellen kann, nämlich den, „wo die Adäquatheit mehrerer Vorstellungsinhalte mit einem möglicherweise existierenden Dinge zur Sprache kommt [...].“ (Meinong 1882, S. 132 f.) Und das ist natürlich dann der Fall, wenn jemand in verschiedenen Vorstellungen „dasselbe meint“. Anderenfalls sind in die Identitätsbehauptung wie im Fall der Kausalbeziehungen auch entsprechende Existenzannahmen involviert, so daß die relevanten Relationen nicht zwischen Vorstellungsinhalten, sondern zwischen den Außendingen bestehen.

Die Erklärung, die uns Meinong gibt, wie eine informative Identitätsaussage möglich ist, kann man mit der berühmten Erklärung Freges vergleichen (Frege 1892). Nach Frege unterscheidet sich eine informative Identitätsaussage „ $a = b$ “ von einer tautologischen Identitätsaussage „ $a = a$ “ dadurch, daß in einer wahren Aussage der Form „ $a = b$ “ derselbe Gegenstand durch verschiedene Beschreibungen identifiziert wird. Die Namen „ $a$ “ und „ $b$ “ sind nämlich nach Frege nicht bloße Etiketten, so daß man gezwungen wäre, die Wahrheit einer Identität der Form „ $a = b$ “ einfach als eine Wahrheit kraft der sprachlichen Konvention (daß den Namen „ $a$ “ und „ $b$ “ derselbe Gegenstand zugeordnet wird) zu betrachten. Die Namen haben ihre Sinne, „durch die“ sie sich auf ihre Gegenstände beziehen, wobei im Sinn – wie Frege sagt –, „die Art des Gegebenseins“ des Referenzobjekts enthalten ist (Frege 1892, S. 26).

Wenn man diese Erklärung mit der Brentanoschen Theorie des immanenten Objekts, die Meinong zur Zeit seiner *Hume Studien II* akzeptiert, vergleicht, sieht man, daß die Rolle der Fregeschen Sinne bei Brentano klarerweise von den immanenten Objekten übernommen wird. Es ist das immanente Objekt, das bei Brentano „die Art des Gegebenseins“ bestimmt, wobei es, wie wir gesehen haben, unklar bleibt, was eigentlich in der Zielposition des entsprechenden psychischen Aktes steht. Wenn wir

aber, wie Brentano in seiner *Logik-Vorlesung* und wie Meinong in seiner frühen Periode, zwischen dem immanenten und dem transzendenten Objekt des Aktes unterscheiden, dann können wir uns wohl eine Situation vorstellen, in der zwei „inhaltlich“ verschiedenen immanenten Objekten ( $O_1$  und  $O_2$ ) dasselbe transzendente Ding  $D$  entspricht. Man muß nur annehmen, daß sowohl  $O_1$  als auch  $O_2$  nur diejenigen individuellen Eigenschaften im uneigentlichen Sinne haben, die ihre streng ähnlichen Entsprechungen in den individuellen Eigenschaften von  $D$  finden, daß aber nicht jede uneigentlich instantiierte individuelle Eigenschaft von  $O_1$  ihre streng ähnliche Entsprechung in einer uneigentlich instantiierten individuellen Eigenschaft von  $O_2$  findet. Auch dieser Fall einer wahren Identität ist also im Rahmen des Brentanoschen Instrumentariums, das dem frühen Meinong zur Verfügung stand, zu meistern.

Die besprochenen vier Klassen von Relationen: (i) Vergleichungsrelationen, (ii) Verträglichkeitsrelationen, (iii) Kausalrelationen und (iv) Identitätsrelationen (wobei die Klassen (iii) und (iv) nach Meinong aus einer Zusammensetzung von Relationen der Art (i) und (ii) zusammen mit den entsprechenden Existenzannahmen resultieren) werden von Meinong *ideale* oder *Vorstellungsrelationen* genannt. Neben solchen Relationen führt er aber auch *reale* Relationen ein, und diese Unterscheidung ist vom ontologischen Standpunkt her betrachtet besonders interessant.

Als erste Gruppe der realen Relationen nennt Meinong die *intentionalen Relationen*. Eine intentionale Relation wird in Anknüpfung an Brentano als eine Relation zwischen einem psychischen Akt und dem ihm zugehörigen Inhalt (d.h. dem immanenten Objekt) verstanden. Nach Meinong ist sie eine Kategorie *sui generis*, die sich auf andere Relationen nicht reduzieren läßt.

Das ist der bisher einzige Fall, in dem die Relation nicht zwischen Vorstellungsinhalten, sondern, wie es Meinong sagt, zwischen *wirklichen Dingen* besteht. (Meinong 1882, S. 138) Bei den Kausal- und Identitätsrelationen hatten wir zwar entsprechende Existenzannahmen gemacht, die Beziehung auf die reale Welt stand also auch dort sozusagen im Hintergrund. Die Beziehung auf die transzendenten Gegenstände war aber in diesem Fall sozusagen nur eine zusätzliche Hypothese. Die Gegenstände, von denen man die entsprechende Relation prädierte, wurden in jedem

Fall so verstanden, wie sie durch die jeweiligen *Vorstellungsinhalte* bestimmt waren. Im Fall der intentionalen Relation ist es aber anders. Wir haben den entsprechenden Akt und seinen Vorstellungsinhalt „in eigener Person“ direkt gegeben. Keine weiteren vermittelnden Vorstellungsinhalte sind in die Prädikation der intentionalen Relation involviert.

Die Bezeichnung „wirkliche Dinge“ in Bezug auf den psychischen Akt und das immanente Objekt wurde von Meinong sicherlich nicht allzu glücklich gewählt. Der psychische Akt ist nach der Brentanoschen Lehre ein Akzidens der psychischen Substanz und ein immanentes Objekt ist eine spezielle, von dem betreffenden Akt seinsabhängige und insgesamt ontologisch sehr geheimnisvolle Entität. Keine dieser Entitäten würden wir normalerweise als ein wirkliches Ding bezeichnen.

Aus dieser unglücklichen Ausdrucksweise sollte man allerdings keine voreiligen Schlüsse ziehen, die durch den Kontext, in dem Meinong seine Behauptung macht, nicht gerechtfertigt wären. Und der Kontext ist hier ganz klar. Der psychische Akt und das immanente Objekt werden deswegen „wirkliche Dinge“ genannt, um den Gegensatz zu den (bloßen) Vorstellungsobjekten deutlich zu machen, auf die sich in den anderen von Meinong besprochenen Fällen die relationserzeugende Aktivität des Subjektes richtet. Die Bezeichnung „wirkliche Dinge“ signalisiert also lediglich den Umstand, daß es die betreffenden Entitäten *wirklich gibt*, und nicht etwa, daß sie, zusammen mit Steinen, Katzen und Schreibmaschinen, zu der *ontologischen Kategorie der Dinge* gehören.

Meinong nennt auch zwei weitere Gruppen von Relationen, die er als *real* betrachten will. Es sind einerseits die Relationen zwischen mehreren Vorstellungsinhalten, die einen Vorstellungskomplex ausmachen, andererseits die eigenartigen Beziehungen zwischen den oben analysierten idealen Relationen und ihren Fundamenten. (Meinong 1882, S. 138 f.)

Meinong erwägt noch, ob man die mentale Motivation, die z.B. zwischen der Vorstellung eines Zweckes und dem entsprechenden Willensakt stattfindet, nicht als eine solche *reale* Relation auffassen sollte, kommt aber zu keinem endgültigen Schluß und läßt das als eine offene Möglichkeit unentschieden. (Meinong 1882, S. 148)

Das Merkmal einer realen Relation, das sie gegenüber einer idealen Relation auszeichnet, ist nach Meinong, wie gesagt, die Tatsache, daß sie